

XXXV.

Gesichtspunkte zur allgemeinen Psychiatrie.

Von

Dr. med. et phil. **Paul Schilder.**

I. Mao.

Eine der wissenschaftlichen Methoden leitet aus einer Behauptung, deren Richtigkeit in Frage steht, die notwendigen Folgen ab und prüft, ob sie mit der Erfahrung übereinstimmen. Die verstehende Psychologie und Psychopathologie kann eine ähnliche Technik verwerten, nur muss der Eigenart des Gegenstandes entsprechend das Verfahren eine sinngemäße Abänderung erfahren. Aufgabe dieser Wissenschaft ist, den psychischen Zusammenhang im Geistesleben des anderen einzusehen und zur Darstellung zu bringen. In den herabgezogenen Mundwinkeln, in der vorgebeugten Haltung usw. nehmen wir Gram und Kummer wahr und erfassen unmittelbar die Zusammengehörigkeit dieses Kummers mit einem unglücklichen Familienereignis. Wir begreifen z. B., dass jener Mensch sich grämt, weil ihm seine Geliebte davon lief. Gesetzt nun, es bestünde in bezug auf eine psychische Störung, deren Symptome uns bekannt sind, die Vermutung, dass ihre Wurzel in einer besonders lebhaften Phantasietätigkeit liege — wir nehmen an, dass uns die Erfahrung diese Deutung nahelegt, ohne sie bindend zu beweisen —, so müssten wir in Nachbildung jener eingangs erwähnten Methode überzeugend an einem freigewählten Falle zeigen, dass sich aus einer regen Phantasietätigkeit tatsächlich derartige Erscheinungen ergeben. Es müsste also ein Mensch gebildet werden von sehr starkem Innenleben. Es müsste die Haltung und Entwicklung dieses Menschen dargestellt werden, so, dass uns sein ganzes Leben in ebenso klaren Zusammenhängen sich darstellt, wie jener oben erwähnte, dass der Mann sich grämte, weil ihm die Geliebte durchging. Hier aber ist die ungemeine Schwierigkeit, dass es nur dem Dichter gelingen kann, derartige Entwicklungen zwingend vor Augen zu stellen. Die bildende Kraft des Psychologen wird hierzu nicht immer ausreichen, wozu noch kommt, dass Form und Wege zu einer derartigen Darstellung erst gefunden werden müssten. Wir werden also auch

unserer Wissenschaft wegen den Schöpfungen der Dichtkunst Aufmerksamkeit schenken müssen, suchend, wo wir psychische Zusammenhänge von Belang überzeugend — hierauf ist das Hauptgewicht zu legen — dargestellt finden. Wir werden unsere Theorien an diesen Gebilden messen, nicht aber an das Werk mit der Frage herantreten, ob es den Begriffen unserer heutigen Psychiatrie entspricht. Die Psychiatrie könnte aus den Romanen Dostojewsky's Unendliches gewinnen (Memoiren aus einem Totenhaus: Psychologie des Verbrechens; Der Idiot: Epilepsie; Die Dämonen: Schizophrenie; Nachwuchs: Traum).

Zu diesen Erwägungen führte mich die Lektüre eines Buches von Friedrich Huch, welches Mao betitelt ist¹⁾.

Das Schicksal eines Knaben, der ein Träumer ist, dem es geschehen konnte, dass er draussen auf der Strasse ein Kind sah, dessen Bild sich mit Heftigkeit in sein Herz eingrub, und diese Gestalt findet er in der Laube des Gartens wieder, oder im Wipfel des Fliederbaumes. Und die Gestalten der Märchenbücher mischen sich mit denen der Wirklichkeit. Am Himmel sieht er in der Wolke einen Hirtenknaben, dem er Kirschen opfert, sie in die Erde vergrabend, die er mit seiner Schwester teilen sollte. Einsam und scheu zieht er sich vor der Berührung mit anderen zurück, liegt im Grase und träumt. Das alte Haus, in dem er mit seinen Eltern lebt, wird ihm lebendig. Vor der Pendeluhr hat er Angst. Die Dachrinne seinem Zimmer gegenüber hat Eigenleben, lebt und leidet in der Wasserfülle, die in ihr rinnt, ist heiter und traurig. Die Türklinken haben ihr eigenes Wesen. Eine ist mürrisch und liederlich, und die andere stumpfsinnig, die eine Freund, die andere Feind. Ein Ofen erweckt Grauen. Wenn die Hausglocke tönt, läuft er zur Türe in der Gewissheit, draussen stünde etwas Märchenhaftes. Am Spiel und am Turnen hat er kein Interesse. Zuweilen ist ihm dumpf, als führte er ein fremdes Leben. Traurigkeit überfällt ihn, das Gefühl des Alleinseins legt sich auf ihn. Der Winter drückt ihn schwerer als andere. Als er dann in die Schule geht, sieht er in dem Fleißigsten der Klasse, Alexander, etwas Höheres, sehnt sich nach ihm, ohne sich ihm zu nähern und mit ihm zu sprechen. Ein anderer Junge, der ihn beobachtete, wie er hinter dem Rücken des Lehrers die Zunge zeigte, erpresst von ihm einen Bleistift, einen Federhalter, gebrauchte Kleider und will ihm schliesslich zum Diebstahl von Geld zwingen. Er, angeekelt und doch machtlos, wird krank. Und er liegt im Fieber, liegt im Grase, ein Arm wächst in die Unendlichkeit, auf dem Giebel des Hauses sitzt sein Todfeind. Dann erscheint an Stelle der schrecklichen Gestalt Alexander, aus den Fugen des Hauses zieht Feuer, es wird zur Glut der Abendröte, und wieder erscheint Alexander. Er wird gesund und geht wieder

1) Verlag S. Fischer, Berlin.

in die Schule. Aus jenen lichten Visionen bleiben Bruchstücke. Alexander wird zu einem höheren Wesen, das sich erniedrigte, auf Erden zu wandeln. Seine Heimat ist Thomas (unseres Jungen) Haus, und in dem alten Wappenschild in dem Giebel des Hauses entdeckt er die Anfangsbuchstaben von Alexanders Namen. Dabei meidet er ihn selbst, und als schliesslich Thomas Mutter Alexander einlädt, verstehen sich die Kinder nicht. Aber neben dem nüchternen Alexander der Wirklichkeit bleibt der Alexander des Traumes, den Thomas Sehnsucht schuf. Es gibt zwei Alexander, der Wirkliche ist der Nebensächliche. Am Ende weigert sich Thomas, mit dem wirklichen den Verkehr fortzusetzen. Und jetzt schimmert des wahren Alexanders Bild wie ehemalig. In abendlichen Träumereien fällt Thomas Blick auf ein halbblindes Bild oberhalb seines Bettes, es ist der Kopf eines Knaben. In tiefer Erregung findet er in diesem Bild ein Ausruhen nach langer Fahrt, ein Versinken auf weichem, nächtlichem Flügelfittich. Dieser Knabe ist es, den er schon früher unbewusst all die lange Zeit geliebt. Er schämt sich, dessen Rechte auf Alexander gehäuft zu haben. Alle Unsicherheit ist jetzt zu Ende. Er lebt voll in der Wirklichkeit. Freilich ist das eine ganz andere, als die der übrigen. Die Welt gewinnt eine phantastisch ungeheure Schönheit, über die einer herrscht, dessen Namen er auch kennt. Es ist jener Knabe Mao. Diese magischen Buchstaben malt er an alle Wände des Hauses und vergräbt Zettel mit diesem Namen im Garten. Im Wappenschild sieht er die Buchstaben von Maos Namen, die er auch im eigenen Namen wiederfindet. Nun ist er ihm ganz zugehörig, noch mehr, einer ist in dem andern, und es durchdringt ihn eine geheimnisvolle Kraft. Er ist Meister des Hauses und zaubert mit dunklen Wörtern, wie sie ihm in den Sinn kommen. Sibu: der Wind soll kommen und durch die Fenster blasen. Wuho: das schwarze Wasser soll aufsteigen. Das mächtigste Wort aber bedeutet: die Welt soll verschwinden, nur das Haus soll da sein. Wenn er die Worte sagt, glaubt er, dass all dies auch wirklich geschieht, nur dass er selbst es nicht hört und sieht. Mao aber sehe und höre alles. Nur manchmal kommt ihm der Zweifel — wenn er dem Turm befiehlt zu sprechen und es herrscht Stille. Dann ergreift ihn die dunkle Ahnung des Nichts. Dann denkt er wieder: nur sein Glaube war nicht stark genug und seine Fassungskraft zu gering. Sinn und Wesen sind verändert: in der Schule wird er nachlässig. Spricht man ihn an, so schreckt er wie aus einem Traume auf. Bis ihn seine Schwester beim Zaubern belauscht. Die Eltern entfernen das Bild. Sein Vater führt ihn zur Wirklichkeit zurück — nachts aber beginnt wieder Maos Reich. Er sucht und findet Maos Bild. — Aber diese Welt des Traumes verblasst allmählich. Vorbereitungen zum Gymnasium nehmen ihn in Anspruch, und als schliesslich Maos Bild wieder über seinem Bette hängt, macht es keinen Eindruck auf ihn. Er will ihm einen Altar bauen, aber die tiefe innere Ueberzeugung fehlt.

Seine Schulzeugnisse werden gut. Seinträumerisches Wesen schwindet. Im Gymnasium gilt er als sehr begabt. Er ist stolz und kühl gegenüber seinen Mitschülern. Manchmal zieht er sich zurück und sieht starr über die Dächer; was er da denkt, weiß er selbst nicht. Es ist ein Schmerz in ihm. Er spricht, innerlich unbeteiligt, und das gibt ihm eine Sicherheit, welche die anderen verlegen macht. Auch Alexander behandelt er kühl. Sein Leben fliest gleichmässig dahin. — Drei Jahre im Gymnasium, ist er nicht anders als andere. Das alte Haus, in dem er seine Jugend träumte, soll verlassen werden. Es scheint ihn nicht mehr zu berühren. Aber als das neue Haus besichtigt wird, ist er wortkarg, gereizt. Er erträgt es, aber er leidet, als die alte Wohnung kahl und leer wird, und der Gedanke wird ihm unfassbar, dass er das alte Haus verlassen soll. Gefühle, Stimmungen aus der Kindheit kommen wieder, er fühlt sich selbst, und während er sich fühlt, ist er sich entfremdet, sich selbst entflohen und grauenhaft, und die Menschen, die er kennt, rücken in die Ferne. Am ersten Tag im neuen Hause: Alles ist unbehaglich, kahl, Angst befällt ihn, abends schluchzt und weint er. Als ihn, den blassen, die Kameraden am nächsten Tag bemitleiden, weist er sie zurück. Alexandern, der sich ihm nähert, misshandelt er. Wird Mao es ihm danken? Er wird einsilbig, lernt schlechter, und eines Tages kommt er nicht zum Mittagessen, schliesst sich ein. Er hat an diesem Tage das alte Haus wiedergesehen, an dessen Abtragung gearbeitet wird. Abends zieht es ihn wieder ins alte Haus. Der Garten ist verwüstet, alles klafft, eine wunderbare Ruhe kommt über ihn. Das Haus überwächst ihn, die Tiefe tut sich vor ihm auf. Am anderen Morgen findet man ihn tot im Abgrund.

Das ist aber eine psychiatrische Krankengeschichte, die Krankengeschichte eines Schizophrenen. Hier erleben wir unmittelbar den Widerstreit des Lebens in der Phantasie mit dem des Tages. Es gibt keinen eindringlicheren Beweis dafür, dass die Schizophrenie (wenigstens gewisse Formen und Zustandsbilder derselben) dem nachführenden Verständnis zugänglich ist.

Es gibt zwei Welten, eine wirkliche und eine unwirkliche. Zur wirklichen gehört aber jenes tiefe innere Erleben, das in perspektivischer Ferne doch in das tatkräftige Handeln ausmündet: die Phantasie des Dichters, des Philosophen und Wissenschaftlers. Zur Unwirklichkeit gehört jene Phantasiewelt, welche diesen perspektivischen Zielpunkt nicht enthält. Kennzeichen sind: die Welt hat ihren Eigenwert verloren: die Türklinke ist mürrisch oder heiter, das Unbelebte belebt sich, die eigene Stimmung erscheint als Teil der äusseren Welt und bestimmt das Handeln. Die Welt ist nur Vollzug der Seele und Ahnung, und da sie es ist, vermag auch der eigene Wunsch und Wille alles. Die Fähigkeit, zaubern zu können, eignet jenen, welche in dieser imaginären Welt leben. Die Völkerpsychologie kennt

die Bedeutung des Zauberischen im Denken der primitiven Kulturstufen. Ueberall ist der Name der stärkste Zauber, wer den Namen mit mir teilt, teilt mit mir das Wesen: so denkt der Primitive, so denken wir selbst im Traume. Das ist stammesgeschichtlich altes Denken. So denkt auch der Schizophrene, kann wenigstens so denken. So denkt der Dichter. Aber er überwindet dieses Denken in wirklichkeitsgerichteter Gestaltung. Er überwindet die Welt des Zaubers in einem Handeln, das der realen Kausalität angepasst ist. In diesem Handeln ist eine höhere Stufe erreicht, die die tiefere als überwunden in sich schliesst. Bleuler hat sehr gut beschrieben, dass der Schizophrene der Welt des Zaubers nur mit Zweifeln vertraut. Das Schwanken zwischen zwei Welten löst Angst und Verzweiflung aus. Auch Thomas bemerkt, dass das zauberische Wort den Erfolg nicht hat und steht vor einem Abgrund. Aber wenn das Wort „Sibu“ keinen Wind hervorruft, und er muss das eingestehen, so ist ihm der nicht bemerkte Wind doch wirklich. Die zauberische Weltanschauung kennt nicht das Gesetz des Widerspruches (den logischen Grundsatz, dass A nicht gleichzeitig A und non A sein könne). Bleuler hat das als doppelte Buchführung bezeichnet¹⁾.

Aber aus dieser Welt, welche sich dem Wollen fügt, ohne dass ein Handeln vonnöten wäre, kehrt Thomas in die Wirklichkeit zurück. Auch das kennen wir von unseren Kranken. Es bleibt die leere Träumerei: worauf richtet sie sich? Er weiss es selbst nicht. Er gewinnt den anderen gegenüber die Ueberlegenheit desjenigen, der nicht vom unmittelbaren Affekt getrieben wird. Hier ist zu sagen: Bleiben nicht Spuren jenes Lebens „in der anderen Welt“? Die Lehre von dem Hintergrund unseres psychischen Erlebens ist noch wenig ausgebaut. James hat von fringe gesprochen und darunter verstanden, dass jedes Erleben einen unscharfen Rand hat, in dem es mit anderem verschwimmt. Ist vielleicht in diesem fringe unsere Vergangenheit enthalten? Röhren daher unsere Einfälle, greift hieraus unser suchender Wille und Trieb, das, was aus der Vergangenheit zum gegenwärtigen Leben passt? Gibt es denn überhaupt im psychischen Erleben eine völlige Vergangenheit? Gibt es wirklich eine Vergangenheit, die nur „physische Disposition“ ist? Aber aus dieser Vergangenheit stammen die tiefen Antriebe der Gegenwart, und die Vergangenheit stösst Thomas in den Abgrund.

Wer diese Darstellung aufmerksam verfolgt hat, wird den Fortschritt zu würdigen wissen, den Bleuler's Schizophrenie gegenüber den gebräuchlichen Fassungen der Lehrbücher (z. B. Kraepelin) bedeutet.

Gleichwohl, die Schizophrenie ist ein hirnanatomisch fassbarer Prozess. Ein Zweifel daran ist nicht möglich. Und doch ist eine Reihe von Formen

1) Ueber diese ganze Problemsphäre eingehend, mein: Wahn und Erkenntnis, Monographien aus dem Gesamtgebiet der Neurol. u. Psych. Springer. 1918. H. 15.

dieser Psychose verständlich. Der anatomische Prozess schädigt zunächst jene Hirnfunktion, die stammesgeschichtlich die jüngste ist. In der Neuen Tierpsychologie von Bohn (Leipzig 1912) finde ich folgendes:

„Eines der auffallendsten Beispiele für die Vervollkommnung der Handlungen durch das Auftreten des Neencephalon bietet die Nahrungs-aufnahme der Tiere. Die niederen Wirbeltiere, Fische, Batrachier verhalten sich wie die Wirbellosen. Sie werden nur durch bewegte Körper zum Zuschnappen veranlasst, und wenn die Beute ihnen entschwindet, verfolgen sie sie nicht. Ein Frosch packt einen Regenwurm nur, wenn er kriecht, eine Fliege nur, wenn sie sich bewegt, etwa sich putzt. Man kann ihm einen Wurm über die Schnauze legen, ohne dass ihn das zum Fressen veranlasst, aber wie der Wurm kriecht, wirkt es als Reiz: Der kriechende Wurm veranlasst zunächst via opticus, vielleicht auch via acusticus eine Drehung des Kopfes.

Kriecht er weiter, addiert sich also ein neuer Reiz, so treten die Rumpfwenden in Aktion . . . und wenn der Wurm sich noch weiter bewegt, erfolgt endlich das Zuschnappen. Hat das Tier, wie es häufig vorkommt, die Beute verfehlt, so schnappt es keineswegs sofort wieder, vielmehr muss der Wurm erst wieder kriechen und die ganze Reihe der Reflexe wieder auslösen. Auch zahlreiche Reptilien verhalten sich noch ganz so wie der Frosch. Und doch: bereits eine Schlange, die durch eine laufende Maus oder einen springenden Frosch angeregt ist, verfolgt deren Spur mindestens eine Zeitlang und weiss unter mehreren Löchern dasjenige zu finden, in welchem die Beute sich verkrochen hat.

Schildkröten kann man dazu bringen, dass sie auf Klopfen zum Futter kommen. Diese Vervollkommnungen sind darauf zurückzuführen, dass das Neencephalon eine gewisse Bedeutung zu gewinnen beginnt. Bei den Vögeln erlangt die Entwicklung der Rinde schon eine höhere Vervollkommnung als bei den Reptilien und werden die instinktiven Handlungen besonders mannigfaltig und reichhaltig. Die Vögel erkennen ausgezeichnet und scheinen auch feste Erinnerungsbilder zu haben. So vermeiden sie noch nach zwei Jahren Fallen, in die sie einmal hineingeraten waren. Sie unterscheiden Jäger von Holzhauern, lernen auf Lockruf herankommen und verfügen über zahlreiche Möglichkeiten der Nahrungssuche. Man braucht aber nur, wie Schrader an einem Falken zeigte, den Vögeln die Hirnrinde wegzunehmen, so verhalten sie sich wie die Frösche, nämlich paläncephalisch, ein solcher Vogel fängt nur laufende Mäuse, findet sie aber nicht, wenn sie sich unter seinen Flügeln verborgen.“

Nach Förster¹⁾ bringen „die Bewegungsvorgänge bei den spastischen

1) Das phylogenetische Moment in der spastischen Lähmung. Berliner klin. Wochenschr. 1913. S. 1217.

Lähmungen die phylogenetischen Reminiszenzen an den Kletterakt zum Ausdruck“. Das ist ein wichtigerer Fall für unsere Betrachtung als der erst angeführte. Denn hier ist es ein Krankheitsprozess und kein Experiment, der die stammesgeschichtliche alte Funktion wieder zur Herrschaft bringt. Freilich hat im Falle der Schizophrenie nicht der Gegensatz Paläencephalisch — Neencephalisch oder Kortikal — Subkortikal Gültigkeit. Er ist hirn-anatomisch nicht definierbar, wohl aber psychologisch. Folgende Anschauung sei über das normale Zusammenwirken beider Tätigkeitsweisen vorläufig ausgesprochen: Die ontogenetisch und phylogenetisch neue Funktion vernichtet nicht die ältere, sondern baut sich auf sie auf und gliedert sie in sich ein. Das lehren übereinstimmend die hirnphysiologischen und psychologischen Tatsachen, auf die verwiesen wurde. Bei der Erkrankung könnte nun der die jüngere Funktion tragende Apparat der weniger widerstandsfähige sein, wenn eine allgemeine Schädlichkeit einwirkt, oder es könnte sich nach einer Schädigung der Gesamtapparat nur so weit erholen, dass die ältere Funktion möglich ist.

Es ist wesentlich, dass die gleichen Gesetzmäßigkeiten, welche die organische Funktion (und auch die psychologische) beherrschen, auch in der organischen Formenentwicklung wieder anzutreffen sind. „Nicht nur beim erstmaligen, sondern auch beim nochmaligen Wachstum wiederholen sich frühere, teils keimes-, teils sogar stammesgeschichtliche Zustände (hypotypische und atavistische Regeneration)¹⁾.“ Also auch hier kann sich nach der Schädigung die ältere Form zum Ausdruck bringen.

Noch ein Gedanke sei angedeutet: Die Psychologie des Traumes, der Mythologien, der Denk- und Handlungsweise primitiver Völker hat uns mit einem stammesgeschichtlich alten Typus des Denkens und Erlebens vertraut gemacht. Sollten auf diesem Wege nicht weitere Typen erforschbar sein? Sollte die Tierpsychologie nicht schon daraus Nutzen ziehen können, dass es sich gezeigt hat, dass dieser primitivere Typus nicht etwa an psychischen Elementen ärmer, sondern im Aufbau verschieden ist?

II. Ueber Stimmungsschwankungen.

Ein Freund, der von allen, die ihn kennen, als sehr ruhiger, ja als phlegmatischer Mensch bezeichnet wird, hat durch eine Woche hindurch auf meine Bitte seine Stimmungen aufgezeichnet. Die Aufzeichnung wurde am Ende des Tages vorgenommen. Nach der Angabe meines Freundes hat ihn der Gedanke, dass er sein inneres Erleben später zu Papier bringen werde, tagsüber nicht beschäftigt, und er glaubt nicht, dass das Erleben durch die übernommene Aufgabe irgendwie gefärbt wurde. Hier die Aufzeichnungen:

1) P. Kammerer, Allgemeine Biologie.

9. 4. 1914. Morgens ist die Stimmung etwas gereizt und erwartungsvoll. Ich ärgere mich sehr, dass ich den Kaffee etwas später bekomme. Ich bin ungeduldig, dass ich über ein Manuskript, das ich abgeschickt habe, aus B. noch keine Nachricht erhielt. Doch liegt dies alles auf dem Grunde einer heiteren Stimmung. Es ist ein heller und klarer Morgen.

Vormittags erledige ich einiges mit dem Gefühl des Gehetztheitseins — ohne besondere Affekte gehe ich ins Krankenhaus und zu meinem Schneider, bei dem ich mich ärgere, weil ich umsonst hingegangen war. Ich bin ohne Mantel und Schirm; ein Regen drückt mich entschieden nieder. Stimmung etwas nachdenklich. Etwa bis zu Mittag anhaltend. Ein Gespräch mit einem Bekannten über Amerika erheitert mich ungemein.

Nachmittags trinke ich mit meinem Mädchen Kaffee und fühle mich sehr glücklich. Ich eile dann in die Klinik, da ich ins Konzert will. Etwas der Eindruck der Pflichtvernachlässigung — ich hatte mich vertreten lassen. Der Chef wünschte mich während meiner Abwesenheit zu sprechen. Es soll an einem Gutachten etwas geändert werden. Ich bin plötzlich sehr niedergeschlagen (trotzdem alles sehr freundlich gesagt wurde). Ich musste bitten, die Unterredung, die der Chef wünscht, zu verschieben, da ich ins Konzert will.

Ich komme zum Abendessen etwas eilig mit jener Furcht, die uns vor Genüssen befällt. Beim Abendessen werden Dinge erzählt, die für mich von Wichtigkeit sind. Es sind Fragen der Klinik. Es ist ein Erschrecken und Erstaunen mit Lust gemischt, das ich erfahre. Es handelt sich um eine Differenz des Vorstands mit dem Oberarzt der Klinik, der sich ein Versehen hatte zuschulden kommen lassen.

Unter all diesem die Erwartung der Matthäuspassion. Die Stimmung unter uns wird plötzlich übermütig und heiter, ich bin auch sehr vergnügt. Wir scherzen über die Passion. Dazu gemengt Gefühl der Hast (wir müssen uns auch wirklich beeilen).

Als wir dort sind, fühle ich mich außerordentlich ergriffen. Insbesondere zu Beginn drängen sich eigene Befürchtungen und Hoffnungen immer wieder durch, ohne mich im Erfassen der Musik zu stören. Es ist gleichsam so, dass ich mich in der Passion reinige.

Diese Ergriffenheit hält an, als ich nach Hause gehe. Ich habe das Gefühl, ernste tiefe Augen zu haben, und mir fällt der Hoffmannsthal'sche Vers ein: „Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen.“

Im Kaffeehaus treffe ich Ns. Ich mache einige Scherze, ohne im Grunde lustig zu sein. Nichts von Ergriffenheit mehr. Ich sage, es sei sehr schön gewesen usw.

Dann in der Klinik mit Kollegen — es wird über Klinikangelegenheiten gesprochen, die mich berühren. Ich habe eine aus Befriedigung und Erwartung gemischte Stimmung. Dann kommt es zu einer allgemeinen harmlosen Lustigkeit, die mich auch erfasst.

10. 4. Der Tag beginnt mit einer glücklichen Heiterkeit, der sich eine gewisse innere Unruhe beigesellt.

Nachmittags lese und arbeite ich. Die Stimmung ist gleichmäßig. Ich ermüde sehr rasch.

Nachts sexuell gefärbter Pollutionstraum.

11. 4. Morgens erwarte ich etwas nervös eine Nachricht aus B. über mein Manuskript. Ich erhalten sie nicht. Ich bin guter Laune und Stimmung.

Nachmittags bin ich mit meinem Mädchen zusammen. Sehr glücklich. Trotzdem leichte Zwangsvorstellungen sexuellen Inhalts, die mich aber nicht belästigen und nur sporadisch auftreten.

12. 4. Am nächsten Morgen erwarte ich die erwähnte Nachricht sehr ungeduldig. Ich bin weder guter noch auch schlechter Laune. Ich arbeite in indifferenter Stimmung.

Gegen Abend werde ich etwas nachdenklich, leichte Zwangsvorstellungen, Kopfdruck. Immer wieder Gedanke an die Antwort, die ich bekommen soll, und eine törichte Furcht, die aber in der zweiten Schichte bleibt, mein Manuskript sei verloren gegangen. Es ist eine Art blasser Zwangsbefürchtung. Zugleich habe ich beim Arbeiten das Bewusstsein, Wichtiges klar zu sehen und gut vorwärts zu kommen. Dazwischen sage ich mir, dass ich die Tragweite meiner Arbeit doch überschätze. Ich kann mich trotzdem schwer entschliessen, zur Tagesarbeit überzugehen (Gutachten usw.). Leichter Kopfdruck. Abends bin ich sehr niedergeschlagen. Die Niedergeschlagenheit hebt sich, als ich zu arbeiten beginne. Ich arbeite etwa 3 Stunden in einem Zuge, und zwar, wie ich glaube, mit gutem Erfolge.

13. 4. Am Morgen fühle ich mich wieder stark und klar. Am wohlsten, nachdem ich zum Frühstück reichlich Schnaps getrunken habe. Im Hintergrund Besorgnisse um mein Manuskript.

Nachmittags, nach vorübergehender Heiterkeit, werde ich wieder nachdenklich und traurig (wiewohl ich mit meinem Mädchen zusammen bin). Gleichzeitig Andeutungen von Zwangsdanken (ich beschmutze und werde geschnitten). Allerdings sind die Zwangsvorstellungen noch schwächer wie an den vorangehenden Tagen. Gleichzeitig bin ich nach aussen etwas reizbar und nervös. Ich fühle mich körperlich nicht ganz wohl und glaube etwas Fieber zu haben. Doch ist die Potenz gut.

Ich mache abends im Dunklen noch einen weiten Spaziergang (avec). Es überfällt mich jene eigenartig weiche, wehmütige Stimmung des Dunkels und der Nacht. Ich muss länger auf den Zug warten, als ich dachte. Ich werde stumpf und müde. Die Stimmung wird undifferenziert.

14. 4. Am Morgen bin ich etwas müde. Es ist eine gleichmässige müde Stimmung. Ich habe viel zu tun und freue mich sehr über einen interessanten Fall, den ich untersuche. Nachmittags bin ich, wie gewöhnlich, etwas freier und lüdiger. Abends bin ich sehr müde. Freue mich doch, mit meinem Mädchen beisammen zu sein!

15. 4. Morgens etwas abgespannt. Freue mich ausserordentlich, als ich endlich einen Brief bekomme, dass mein Manuskript angekommen ist. Habe dann zu arbeiten und hetze mich ab, so dass ich fast die Freude vergesse, die abends bei meinem Spaziergang mit voller Kraft wiederkehrt. Abends ermüde ich sehr rasch und gehe zeitig zu Bett.

16. 4. Im ganzen frohe Stimmung, doch unangenehmes Gefühl dabei, weil ich viel Uninteressantes zu tun habe. Sehr gehetzt. Nachmittags sattes Behagen.

Abends in gleichmässiger Stimmung, eine angenehme Unterhaltung mit Bekannten.

Diese Aufzeichnungen lehren folgendes: Die Stimmungsschwankungen des Normalen sind viel ausgeprägter, als man im allgemeinen anzunehmen pflegt. Meinen Freund als nicht normal zu bezeichnen, liegt keine Veranlassung vor. Von den Zwangsvorstellungen, über die er berichtet, wusste niemand etwas. Auch haben mich häufige Umfragen bei Normalen, die sich beobachten können und nichts verschweigen wollen, belehrt, dass linde Zwangsvorstellungen im Seelenleben des Normalen fast regelmässig anzutreffen sind. Dass mein Freund in seinem äusseren Wesen nichts von Manisch-Depressivem verrät, wurde bereits hervorgehoben. Hinzugefügt sei, dass auch in der Familie manisch-depressive Charaktere nicht zu finden sind. Das Wesentliche liegt aber wohl nicht darin, ob Stimmungsschwankungen vorhanden sind oder nicht, sondern darin, ob man sie beherrscht, oder von ihnen beherrscht wird. Man verkennt überhaupt den Unterschied zwischen geisteskrank und geistesgesund, wenn man glaubt, die Geisteskrankheit treibe völlig Neues hervor. Es handelt sich vielfach nur darum, welche Bedeutung ein psychisches Phänomen im Gesamterleben erhält. Freilich ist das einzelne Phänomen auch seiner Art nach schon verändert, wenn es das Seelenleben vergewaltigt und sich nicht der Gesamtrichtung der Persönlichkeit einfügt. — Man ist in den letzten Jahren auf diese Stimmungsschwankungen sehr aufmerksam geworden, rechnet Fälle, in denen sie stärker hervortreten, dem manisch-depressiven Irresein zu. Nach dieser Auffassung wird ein grosser Teil der Fälle, die man früher als Neurasthenie, Hysterie, Psychastenie, Zwangsvorstellungen usw. bezeichnete, der genannten Krankheitsgruppe zugerechnet¹⁾, und man hält das für einen grossen Fortschritt. Gewiss sind Beziehungen der Stimmungsschwankungen der Normalen und der Nervösen zu den schweren klassischen Formen der Melancholie und Manie vorhanden, aber eben solche Beziehungen bestehen zwischen der Psychologie des Gesunden und Nervösen, seinen Fehlurteilen und Irrtümern unter dem Einfluss von Wunsch und Glauben zur Psychologie gewisser Formen der Schizophrenie. So reiht denn auch Jung einen grossen Teil der Psychastheniefälle Janets der Schizophrenie an, Fälle, die von anderen Autoren als manisch-depressives Irresein bezeichnet werden. Es ist keineswegs ein Beweis dafür, dass die Zwangsneurose zum manisch-depressiven Irresein gehört, wenn man sie bei Mitgliedern derartiger Familien als einziges Symptom antrifft. Auch die Periodizität der nervösen Verstimmungen ist so lange nicht als Beweis zu werten, bis der Begriff der Periodizität nicht schärfster definiert wird.

1) Vgl. z. B. Stransky, Manisch-depressive Symptome im Material der nervenärztlichen Sprechstunde. Wiener med. Wochenschr. 1917. S. 2040.

Ausserdem ist grundsätzlich die Frage aufzuwerfen, ob psychische Symptome leichten Grades dasselbe bedeuten wie ausgeprägte Symptome, und ob sie überhaupt für die Einreihung in bestimmte Krankheitsgruppen verwertet werden dürfen. Das Seelenleben des Normalen zeigt ja die Keime sämtlicher psychotischer Symptome. Sämtliche krankhafte Mechanismen, sowohl die manisch-depressiven, als auch die schizophrenen, treffen wir auch beim Gesunden an. Treten bald diese, bald jene in einem neurotisch gefärbten Zustandsbild hervor, so ist das noch lange kein Beweis dafür, dass es eine Krankheit manisch-depressives Irresein oder Schizophrenie gibt, welche diese neurotischen Zustände umfasst. Ein psychisches Symptom ist nicht dasselbe wie ein körperliches¹⁾. Ganz abgesehen davon, dass es auch bei körperlicher Krankheit nicht angängig ist, Krankheitsbilder auf Grund vieldeutiger Symptome zu zeichnen. Man weiss heute sehr gut, dass das Vorstadium der Paralyse auch unter manisch-depressiven Zügen verlaufen kann. Trotzdem scheut man sich nicht, das gleiche Zustandsbild der Krankheit manisch-depressives Irresein zuzuweisen, nur mit Begründung der Ähnlichkeit der Zustandsbilder. Es wäre vorteilhafter, diese Betrachtungen der Neurosen in der Erkenntnis aufzugeben, dass die Vorfragen über den Wert der psychischen Symptome zur Abgrenzung von Krankheiten noch nicht gelöst sind. Die Untersuchungen von Hoche und Reiss sollten in ihrem allgemeinen Sinn endlich begriffen werden.

Ich kehre zum allgemeinen Thema zurück. Wir erkannten die Wesensähnlichkeit psychotischen und normalen Seelenlebens in bezug auf die grundlegenden Mechanismen. Diese Wesensähnlichkeit wurde bisher mehr beachtet beim geistig hervorragenden Menschen, aber der Durchschnittsmensch unterscheidet sich in dieser Hinsicht nicht vom Genie. Ihm fehlt nur die Gabe, sich darzustellen, und von der Umwelt wird er nicht beachtet.

Eine schöne Stelle aus Schelling²⁾ sei hierher gesetzt: „Die grösste Bestätigung dieser Beschreibung ist, dass jener sich selbst zerreirende Wahnsinn noch jetzt das Innerste aller Dinge, und nur beherrscht und gleichsam zugutgesprochen durch das Licht eines höheren Verstandes, die eigentliche Kraft der Natur und aller ihrer Hervorbringungen ist. Seit Aristoteles ist ja sogar ein vom Menschen gewöhnlich Wort, dass ohne einen Zusatz von Wahnsinn keiner etwas Grosses vollbringe. Wir möchten statt dessen sagen: ohne eine ständige Sollizitation zum Wahnsinn, der nur überwunden werden, nie ganz fallen darf. Man könnte sich mit einer Einteilung der Menschen in dieser Hinsicht etwas zugute tun. Die eine Art, könnte man

1) Vgl. mein Buch „Selbstbewusstsein und Persönlichkeitsbewusstsein“. Springer 1914. Dasselbst auch Literatur.

2) Die Weltalter.

sagen, ist die, in der gar kein Wahnsinn ist. Diese wären die unschöpferischen Zeugungskräftigen, sich selbst nüchtern nennenden Geister, oder die sogenannten Verstandesmenschen, deren Werke und Taten nichts als kalte Verstandeswerke und -taten sind. Diesen Ausdruck haben einige in der Philosophie gar wunderlich missverstanden: denn weil sie von Verstandesmenschen als gleichsam geringeren oder schlechteren reden hörten, also selbst dergleichen nicht sein wollten, setzten sie gutmütig dem Verstand, anstatt dem Wahnsinn die Vernunft entgegen. Wo aber kein Wahnsinn, ist freilich auch kein rechter, wirkender, lebendiger Verstand (daher auch toter Verstand, tote Verstandesmenschen); denn worin soll sich der Verstand beweisen, als in der Bewältigung, Beherrschung und Regelung des Wahnsinnes? Weshalb denn der gänzliche Mangel des Wahnsinns zu einem anderen Aeussersten führt, zum Blödsinn (Idiotismus), welcher eine absolute Abwesenheit alles Wahnsinns ist. Von den anderen aber, in denen wirklich Wahnsinn ist, gibt es zwei Arten. Die eine, die ihn beherrscht und eben in dieser Ueberwältigung die höchste Kraft des Verstandes zeigt; die andere, die von ihm beherrscht wird, die eigentlich Wahnsinnigen. Man kann, streng genommen, nicht sagen, dass der Wahnsinn bei ihnen entstehe; er tritt nur hervor als etwas, das immer da ist (denn ohne beständige Sollizitation dazu wäre kein Bewusstsein), und das jetzt nur nicht niedergehalten und beherrscht ist von einer höheren Kraft.“

In unsere nüchterne Sprache übersetzt heisst das aber: es sind die gleichen lebendigen Kräfte des Geistes, die im Wahnsinnigen und Gesunden wirken, nur eben dass sie beim Gesunden zu einem einheitlichen Ziele zusammengefasst werden. Es gibt eben eine psychische Einheitsfunktion, einen Lebenswillen, der biologisch zureichend oder unzureichend sein kann. Sie richtet die dunklen Kräfte, die Teiltriebe, zu dem gemeinsamen Ziele. Hier liegt der Angelpunkt der Frage nach geistiger Gesundheit und Krankheit. Es ist ebenso wichtig, zu wissen, ob ein Individuum halluziniert, als zu wissen, ob diese Halluzination eine vorübergehende Schwächung der Gesamthaltung ist oder aus einer Abartung des Wesens selbst erfliesst. Das gleiche aber gilt von den Stimmungsschwankungen. Es kommt eben auf die zentrale Vis psychica an.

Hiermit wäre eine Uebertragung unseres psychologischen Problems ins Biologische ermöglicht. Es legen eine Fülle der Erfahrungen aus der Gehirnpathologie nahe, die Funktion des Gehirns als eine Einheit zu betrachten, die Lebensfähigkeit des Gesamtorgans bei lokalen Erkrankungen mit in Rechnung zu setzen. Hier setzt Anton's Kompensationslehre ein¹⁾.

1) Ueber den Wiederersatz der Funktion usw. Monatsschr. f. Neurol. u. Psych. Bd. 19.

„Es wohnt dem menschlichen Zentralnervensystem eine weitgehende Anpassungsfähigkeit, eine Art Selbstregulierung inne, nicht nur gegen verschiedene Reize und Einwirkungen von der Aussenwelt, sondern auch gegenüber dem Verluste ganzer Hirnteile.“ Nur freilich, dass wir in der Hirnpathologie bereits soweit sind, dass wir die Wege des Wiederersatzes der Funktion ins einzelne verfolgen können. Wir kennen in vielen Fällen die Hilfsapparate, die ergänzend arbeiten. Wir kennen die Reserven, die dem vollwertigen Hirnorganismus zu Gebote stehen. Ich selbst habe, auf Anregungen Anton's fussend, die Wirksamkeit dieser Mechanismen für die subkortikalen motorischen Apparate darzutun gesucht¹⁾.

Sind das nur äussere Analogien zu den Erscheinungen im Psychischen (Anton hat selbst seine Kompensationslehre bereits auf Psychisches angewendet)? Ich zweifle daran. Eine Forschung, die hier ansetzt, hätte jedenfalls ergiebige Resultate zu erwarten.

Die neuere Psychologie hat erkannt, dass das psychische Leben nach Zielen strebt, die es sich selbst aus eigener Triebrichtung und eigenem Willensentschluss heraus setzt, oder die es als Aufgabe übernimmt. Dieses System der Triebrichtungen, das aus dem tiefsten Grunde des Ich fliest, dieses System des Wollens und Strebens, das in der Einheit der Persönlichkeit zusammengefasst ist, hat aber sein Spiegelbild in den „Selbstregulierungen der Organismen“ (Roux). Sollte sich hier nicht die Möglichkeit bieten, Ideengänge der Philosophen der Romantik, insbesonders Schelling's wissenschaftlich zu verwerten?

Es seien zwei Selbstbeobachtungen mitgeteilt, die zeigen sollen, dass die Selbstbeobachtung des Normalen klar Phänomene aufzeigt, die man im allgemeinen als Symptome geistiger Erkrankung betrachtet.

20. 7. 17. Nachts werde ich um 4 Uhr geweckt, ich solle bei einer Operation helfen. Ich bin in einer schweren Dumpfheit, als ob etwas zwischen mir und den Dingen läge. Am Bauche dessen, der operiert wird, fesselt meine Aufmerksamkeit, dass oberhalb des Nabels eine kleine Lacke Jodtinktur steht. Ich komme von der Sache nicht los. Bedeutet das etwas? frage ich mich, und zeitweise glaube ich, es liege etwas Bedeutsam-Tiefsinniges vor. Die kleine Lacke steht mir unangenehm scharf und klar vor Augen. Und meine Aufmerksamkeit kehrt oft zu ihr zurück.

Aber dieses Erlebnis füllt nur einen kleinen Teil des Vordergrundes. Eben hierdurch unterscheidet es sich von dem „analogen“ Erlebnis des Geisteskranken. Psychologisch scheint mir beachtenswert das Zusammentreffen zwischen der „schweren Dumpfheit“, dem Haftenbleiben am Ein-

1) Zuletzt: (mit Rausch), Ueber Pseudosklerose. Deutsche Zeitschr. f. Nervenheilkunde. 1914.

druck und dem Bewusstsein der Bedeutsamkeit. Der zeitliche Zusammenhang dieser Phänomene ist aus der Beobachtung nicht ersichtlich. Biologisch ist die **Schlaftrunkenheit** für den gestörten Ablauf verantwortlich zu machen.

9. 10. 17. Nach einer fast völlig durchwachten Nacht (mit etwas Alkoholgenuss, reichlicher Zigeuneramusik) geht mir eine in der Nacht allerdings oft wiederholte Melodie nicht aus dem Kopfe. Nachmittags muss ich zu Wagen wegfahren. In den Rhythmus des Wagens klingt sehr stark ein Wiener Gassenhauer, dann ein Xylophonmarsch. Beides hat annähernd Wahrnehmungscharakter. Die Erscheinung und deren Wahrnehmungscharakter ist am auffallendsten, wenn der Wagen über frisch geschotterte Teile des Weges fährt, sie ist aufdringlich, ja geradezu lästig. Der Klang des Gassenhauers kommt von den Rädern herauf. Der Klang wird schwächer und vorstellungsmässiger, wenn der Wagen auf weichem Waldboden nur wenig Geräusch macht. Auf dem geschotterten Weg klingen und knirschen die Räder.

Hier kann man die Uebergänge von Vorstellung zu Wahrnehmung „erleben“. Und kann einsehen, in welch komplizierter Weise reproduzierte Elemente mit wirklichen Wahrnehmungselementen (dem Knirschen der Räder) zu einem Ganzen verschmelzen, das zweifellos als Halluzination zu betrachten ist. Nur eben, dass dieser Halluzination aus dem tiefsten Innern der Seele nichts entgegenkommt, so dass ihre „Unwirklichkeit“ immer gegenwärtig ist und das Erlebnis verblassst, sobald der physiologische Erschöpfungszustand abgeklungen ist.
